Im Banne des Bösen.

Roman von Josef Treumann.

(2. Fortsetzung.)

„In wenigen Tagen wird jeder Arbeitsplatz besetzt sein."

„Das freut mich ungemein; das wird Mr. Bainbridge jedenfalls bessere Dienste leisten, als alle Medicin!" rief Louise. „Sie sagten, die neuen Arbeitskräfte sind Canadier; wissen Sie vielleicht, aus welcher Provinz sie kommen?"

„Eine Anzahl nannte mir Quebec als Heimath," erwiderte Gray zuvorkommend.

„In Quebec bin ich auch zu Hause!" stieß sie hervor; „wenigstens war ich es," fügte sie seufzend hinzu, „denn seit Jahren habe ich überhaupt kein Heim."

„Sie haben kein Heim?" fragte Sydney erstaunt.

„Meine Eltern starben vor mehreren Jahren," berichtete sie traurigen Antlitzes, während sich eine Thräne in ihr Auge stahl, „und ich besitze keine nahen Verwandten außer einer Schwester, die in Ontario lebt; ich habe sie schon seit langen Jahren nicht gesehen. Ich versichere Ihnen, Mr. Gray, mein Leben war bisher recht dornenvoll."

Der junge Mann war ungemein überrascht. Ihr ungezwungenes Auftreten in dem luxurios eingerichteten Hause seines Chefs hatte in ihm keinen Zweifel daran erstehen lassen, daß ihr eigenes Heim dem jetzigen Aufenthaltsort entspreche. Er wußte daher nicht, was er im Augenblick sagen sollte.

Sie ließ ihm aber auch keine Zeit dazu. „Freilich, ich sehe nicht aus wie Jemand, der um den Lebensunterhalt schwer zu kämpfen hat," fuhr sie, sich energisch wieder aufraffend, fort, „und doch ist das letztere der Fall. Während ganzer fünf Jahre hatte ich keine Seele, nach der ich um Beistand hätte ausschauen können, und ich mußte mir selbst genug Stütze sein. Können Sie sich einen Begriff von der aufreibenden Thätigkeit einer Musiklehrerin machen? Es gibt nichts in der Welt, was mir lästiger ist, als dieser Beruf, und doch war es die einzige Beschäftigung, die ich ergreifen konnte. Auch vor der Oeffentlichkeit habe ich bereits gespielt, denn ich mußte Geld verdienen!" Das Gesicht der jungen Dame sah in diesem Moment viel älter aus; harte Linien zeigten sich in ihm, und ihre vorhin noch so heiter blickenden Augen schauten jetzt düster darein.

Sydney erstaunte mehr und mehr. „Ich hatte keine Ahnung —" begann er, brach aber ab, weil ihm die Worte fehlten, um das auszudrücken, was er fühlte.

„Nicht wahr, Sie sind von meiner Mittheilung sehr überrascht?" fuhr sie ruhig fort; „Sie hatten keine Ahnung davon, daß ich aus Erfahrung weiß, was harte Arbeit und Armuth sind."

„Armuth!" stieß er hervor. „Sie haben doch nicht etwa bereits Mangel gelitten?"

„Gewiß habe ich es; es war dies um so bitterer für mich, als ich nicht daran gewöhnt war. Bevor mein Vater starb, hatte ich Alles, was man sich durch Geld verschaffen kann. — Er gerieth in Concurs und verlor Alles — er vermochte diesen Schlag nicht zu ertragen — legte Hand an sich selbst und ließ seine Kinder hilflos zurück."

Die Erinnerung überwältigte das junge Mädchen derart, daß sie ihr Antlitz mit den Händen bedeckte und schluchzte.

„Ich vermag es Ihnen nicht zu beschreiben, wie überrascht und schmerzlich berührt ich bin, Miß Gava," begann der junge Mann nach einer langen Pause; „nimmer hätte ich geglaubt, daß Ihr Leben so traurig gewesen ist. Auch ich habe meine Eltern verloren, als ich noch ganz jung war, auch ich hatte um meinen Lebensunterhalt zu ringen; aber ich war an Thätigkeit gewöhnt, ich wußte von Anfang an, daß ich ein Leben angestrengter Arbeit zu führen haben würde — Sie aber —"

„Mrs. Bainbridge ist eine der wenigen Freundinnen, die ich besitze, und jedenfalls die gutherzigste," fiel sie ihm in's Wort; „ich bin ihr für die Einladung zu diesem Besuch und die mir damit gegebene Gelegenheit, mich etwas zu erholen, sehr dankbar. Wie lange wird es aber noch dauern? Ich werde bald wieder in das alte Joch zurückkehren müssen! Es ist dies ein recht trauriger Gedanke!"

„So denken Sie doch nicht schon jetzt daran; überlassen Sie es der Zukunft, was später kommt."

„Ich bestrebe mich nach Möglichkeit, der angenehmen Gegenwart zu leben, und ich weiß wirklich nicht, was mich dazu veranlaßte, mich in die Vergangenheit zurückzuversenken. — Es macht mich förmlich elend! Bitte, lassen Sie uns über etwas Anderes reden."

Und das junge Mädchen hatte sich so sehr in Gewalt, daß, als Mrs. Bainbridge darauf in's Zimmer kam, sie Louise in der heitersten Stimmung traf. Sie schilderte Mr. Gray und der Freundin den Carneval zu Montreal in den lebhaftesten Farben und beschrieb ihnen das Feenhafte des Eispalastes mit einer Lebhaftigkeit, die die Bewunderung der Zuhörer erregte.

Es war bereits acht Uhr vorüber, als Mr. Gray sich erhob; es regnete heftig, als er die Besitzung seines Chefs verließ, um sich direct nach der Fabrik zu begeben.

Dem Doctor Marabeau war Gray heute nicht im Bainbridge'schen Hause begegnet; er hatte um diese Zeit unter aufgespanntem Regenschirm von seiner in der Stadt gelegenen Wohnung aus den Weg zu einem seiner Patienten angetreten. Die zurückzulegende Strecke war so kurz, daß er es für nothwendig gehalten, zu diesem Zweck erst seinen Wagen anspannen zu lassen. Es war um so anerkennenswerther, daß der Doctor bei diesem Wetter ausging, da es das halb verfallene Häuschen eines Arbeiters war, das er aufsuchte. Ohne erst anzuklopfen, stieß der Arzt die nur lose in den Angeln hängende Thür auf, um in den pechfinsteren Corridor einzutreten. Sich mit der Hand zurechtfühlend, gelangte er dann an eine andere Thür, die er ebenfalls, ohne erst Einlaß zu begehren, öffnete. Er trat ein und befand sich in einem Zimmer, das jedenfalls das beste des ganzen Hauses war. Den Fußboden bedeckten Stücke eines alten, verblaßten, aus Tuchabfällen gewebten Teppichs, in der Mitte stand ein billiger, angestrichener Tisch von weichem Holz, und auf dem Kaminsims standen als Ausschmückung ein paar Porzellanfiguren. Die Wände waren sichtlich von ungeübter Hand mit Tapete in schreienden Farben beklebt worden, und gegen dieselben gelehnt stand eine Anzahl von Holzstühlen verschiedener Größe und Form.

Gegenüber der Thür, durch die der Doctor eingetreten, befand sich eine andere Thür, die zu einem fensterlosen Raume führte. Dicht bei ihr, mit dem Kopfende an die Wand stoßend, stand eine billige Bettstelle. In dem Bett lag eine Frau, und diese war die Patientin Marabeaus. Auf einem Tischchen stand eine Petroleumlampe, die das Zimmer erhellte.

Hinter dem dunklen Gemache war die Küche, deren Fenster nach dem Hofraum führten; die Thür war nur angelehnt, und man konnte durch einen handbreiten Spalt sehen, daß drinnen ebenfalls eine Lampe brannte.

Als sich der Doctor der Kranken näherte, hörte er, daß in dem anderen Raume in Flüsterton eine Unterhaltung geführt wurde, und da sein Gehör scharf war, verstand er sogar einzelne Worte und erkannte die Stimme des gerade Sprechenden. Er trat an diejenige Seite des Bettes, von der aus er, sein Gesicht der Leidenden zuwendend, gleichzeitig den Spalt an der Thür und den durch diesen sichtbaren Theil der Küche im Auge behalten konnte.

„Wie befinden Sie sich heute Abend, Mrs. Adams?" begann er mit voller, freundlicher Stimme, und ein Lächeln glitt über sein Gesicht, als er merkte, daß die Unterhaltung im Nebenzimmer plötzlich verstummte.

Die Frau schien ziemlich schwach zu sein; sie beantwortete aber die an sie gerichteten Fragen ohne Beschwerde.

Der Doctor untersuchte die Kranke, gleichzeitig Auskunft verlangend und Anweisungen ertheilend; dann zog er sich einen Stuhl heran und ließ sich nieder; sein Antlitz blieb stets der Küchenthür zugewendet, durch deren Spalt er jetzt ein Stück der hell beleuchteten Wand sehen konnte. „Ich werde Ihnen ein Recept verschreiben; ich denke, die Medicin wird Ihnen gut thun." Während er ein Portefeuille, worin sich Receptformulare befanden, aus der Tasche zog, fuhr er fort: „Ihr Mann ist wohl noch außer Arbeit?"

„Ja, Herr Doctor," lautete die Antwort.

„Und ist keine Aussicht vorhanden, daß der Streik bald aufhört?"

„Ich befürchte, daß dies noch lange nicht der Fall sein wird."

„Well, Mrs. Adams," sagte Marabeau langsam, aber mit klarer, deutlich zu vernehmender Stimme, „so weit ich über diese Angelegenheit unterrichtet bin, halte ich die Handlungsweise der Arbeiter für sehr närrisch; ich sprach heute mit Mr. Gray darüber."

Des Doctors Ausdauer im Beobachten des Thürspaltes wurde belohnt; er sah an der Küchenwand den Schatten eines Kopfes, dessen Eigenthümer sich der Thür näheren mußte.

„Sie kennen Mr. Gray, Herr Doctor? Dieser Mann ist sehr hartherzig!" klagte die Kranke.

„Dieser Ansicht bin ich nicht," entgegnete Marabeau, noch immer keinen Moment das Auge von der Küchenwand abwendend, auf welcher der Schatten jetzt zwar kleiner wurde, aber schärfer hervortrat. „Mr. Gray that Nichts, was ich oder irgend ein Anderer nicht ebenfalls an seiner Stelle gethan haben würde."

„Die Leute verlangten ein schiedsrichterliches Verfahren, aber Mr. Gray wollte nicht darauf eingehen," warf die Frau ein.

„Schiedsrichterliches Verfahren — Unsinn!" stieß der Doctor hervor; „da gab es doch nichts, was zu schlichten gewesen wäre! Wissen Sie auch, daß die Ausständigen bereits zu dem Mittel gegriffen haben, Mr. Gray's Leben zu bedrohen?!"

Die Kranke schien sich unbehaglich zu fühlen und bewegte sich im Bette hin und her, als ob sie eine bequemere Lage suchte. „Nicht möglich!" stieß sie hervor. Der Schatten in der Küche rückte aber noch ein Stück vor, so daß jetzt sogar die zu dem Kopf gehörenden Schultern sichtbar wurden.

„Ja," fuhr Marabeau fort, während er anscheinend an dem Recepte schrieb, „die Leute sandten ihm eine Anzahl Drohbriefe, denen er keine Beachtung schenkte. Ich nahm die Sache ernster und rieth ihm, die Nacht über nicht in der Fabrik zu bleiben. Er verlachte mich jedoch. Eine Vorsicht wendet er indessen an; er schläft nie zwei Nächte hintereinander an derselben Stelle. Während der letzten Nacht hielt er sich in der dritten Etage auf, heute wird er in der Office des Shipping Clerk sein Bett aufschlagen, und so wird er stets mit seiner Lagerstatt wechseln, was ich unter diesen Umständen sehr praktisch finde."

Der Schatten an der Wand verschwand.

Des Doctors Antlitz verzog sich zu einem Grinsen, während er das Recept auf das Tischchen legte und nach dem Hut griff. „Fahren Sie nur regelmäßig mit den Einreibungen fort und nehmen Sie die Ihnen soeben verschriebene Medicin," sagte er noch, sich der Thür zu bewegend; „ich hoffe, Sie werden bald wieder ganz hergestellt sein. Gute Nacht!"

Im nächsten Moment schloß er die Thür hinter sich und schritt bald darauf wieder seinem Heim zu. „Es sollte mich gar nicht wundern, wenn sich heute Nacht in der Fabrik etwas ereignet, was die Bewohner dieses Ortes mit Entsetzen erfüllt," sprach er leise vor sich hin.

3.

Die Straßen von Gatesville lagen vereinsamt da, und das Licht der Straßenlaternen, sowie das aus den Läden und Fenstern der Häuser kommende, spiegelte sich auf den nassen Trottoirs und den sich sammelnden Lachen auf dem Fahrwege wider.

Sydney Gray schien, während er in Gedanken versunken nach der Wollwaarenfabrik ging, die Ungunst der Witterung gar nicht zu empfinden; ihn interessirte etwas ganz Anderes. Louise Gava hatte ihm vertrauliche Mittheilungen gemacht, zu denen sie sich Jemandem gegenüber, der ihr gleichgiltig war, sicherlich nicht herbeigelassen haben würde.

Der Gedanke, daß das junge Mädchen darauf angewiesen war, sich ihren Lebensunterhalt durch Arbeit zu verdienen, war ihm durchaus nicht unangenehm. Als er angenommen, sie habe reiche Eltern, hatte er stets die Empfindung gehabt, es trenne ihn ein breiter Strom von ihr, den zu überbrücken er außer Stande sein würde. Jetzt, da diese Vorstellung von ihm gewichen war, dachte er daran, daß er mit seinem sehr guten Einkommen und den besten Aussichten für die Zukunft es wagen dürfe, ihr seine Hand anzutragen. Dieses Ziel zu erreichen, sollte von nun an der Hauptzweck seines Lebens sein.

Das große Einfahrtsthor zu der Fabrik war geschlossen. Sydney mußte seinen Weg durch das daneben liegende Wächterhäuschen nehmen.

Der auf seinem Posten befindliche Mann meldete dem Bevollmächtigten, daß Alles in Ordnung sei und er bei seinem letzten Rundgange auf dem ausgedehnten Fabrik-Terrain nichts Auffälliges bemerkt habe.

Wie kam es, daß Sydney Gray in diesem Moment an den von weiblicher Hand geschriebenen Zettel, mit der Warnung, heute Nacht nicht in der Fabrik zu schlafen, den er am Vormittag erhalten, denken mußte? Nachdem Dr. Marabeau ihn gelesen und ihm zurückgegeben, hatte er ihn verächtlich zerrissen; jetzt aber schien sich seiner ein anderes Gefühl zu bemächtigen. War ihm plötzlich das Leben werthvoller geworden?

Er verschloß die Thüre zu dem Hauptgebäude mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt; dann tastete er sich im Dunkeln nach der im zweiten Stockwerk gelegenen Office und zündete das Gas an. Das Zimmer mit seinen kahlen, weißgestrichenen Wänden erschien ihm heute etwas unheimlich und als ein durchaus nicht einladender Aufenthaltsort.

Vor Allem streifte er sich die Gummi-Ueberschuhe ab, entledigte sich des durchnäßten Rockes und zog ein leichtes Hausröckchen an; dann holte er eine in der Ecke stehende Laterne herbei, entzündete die darin befindliche Lampe und begab sich auf die seit Beginn des Streikes eingeführte Revisionstour durch das ganze Innere des Gebäudes. Jeden Raum, jede Ecke und jeden Winkel in dem ganzen großen Complex vom Dach bis zur ebenen Erde suchte er ab, ohne etwas Verdächtiges finden zu können. Die Nacht war infolge des ganz mit Wolken bedeckten Himmels außerordentlich dunkel, und das kleine Flämmchen in der Laterne erhellte stets nur einen sehr kleinen Umkreis.

Sydneys Gedanken beschäftigten sich während des Rundganges unausgesetzt mit der ihm gewordenen Warnung; er fragte sich immer wieder, ob wirklich ein Grund für eine Besorgniß vorliege. Er befand sich in dem großen Gebäude ganz allein; war es nicht gerathen, sich vorzusehen, Waffen an sich zu nehmen? In den Raum zurückgekehrt, der seine Office bildete, ließ er sich auf einen Stuhl nieder und suchte zu einem Entschluß zu kommen.

So saß Mr. Gray da, bis die große Fabrikuhr die elfte Stunde verkündete; er empfand nicht das leiseste Bedürfniß nach Schlaf, im Gegentheil, sein Geist arbeitete lebhafter als je, und er fühlte sich körperlich so frisch, als ob er sich eben erst nach langer Ruhe erhoben hätte. Endlich war sein Entschluß gefaßt; er erhob sich, steckte einen sechsläufigen Revolver in die Brusttasche, nahm eine schwere, eiserne Brechstange in die Hand und begab sich nach dem Raum, in dem er heute sein Lager aufschlagen wollte.

Die Office des Shipping Clerk war ein nur kleiner Raum von etwa zwanzig Quadratfuß und von dem weiten Sortir- und Packsaal in einer Ecke durch zwei rohe Bretterwände abgetheilt. In einer dieser Wände, den Fenstern des Saales gegenüber, war die Thür angebracht. Auf der anderen Seite, von dem Verschlage nur durch einen breiten Gang getrennt, stand eine ausrangirte Betriebsmaschine, mit Rädern, Kolben und Allem, was dazu gehörte. Mr. Gray zündete in der kleinen Office eine Gasflamme an, und schraubte sie so niedrig, daß sie nur wenig Licht verbreitete; dann legte er eine Matratze auf den Boden. In dem Augenblick jedoch, da er sich niederlegen wollte, kam ihm ein anderer Gedanke; er hob die Wolldecke empor und begab sich mit ihr, die nach der Office führende Thür ein wenig offen lassend, so daß das Licht fußbreit herausströmte, nach dem von der umrauchbaren Maschine besetzten Theil des Saales. Dort ließ er sich zwischen zwei schweren Rädern, die ihn völlig verdeckten, nieder. Und da er, wenn auch in der Nähe des Ganges, so doch außerhalb des Lichtscheines saß, war er für etwaige Eindringlinge unsichtbar.

Es war beinahe Mitternacht, als Sydney mit seinen Vorbereitungen zu Ende gekommen; er fühlte sich davon befriedigt, denn er war überzeugt, daß sich ihm Niemand nähern könnte, ohne von ihm vorher bemerkt zu werden. Er legte sich indessen nicht nieder sondern saß lauschend, in halb aufgerichteter Stellung, harrend der Dinge, die da kommen sollten.

Die Situation war eine solche, die auch dem Muthigsten auf die Dauer peinlich werden mußte. Jedes an sein Ohr dringende Geräusch — und in dem weiten Raum gab es genug Ratten und Mäuse — schien ihm den Anfang eines mörderischen Kampfes zu bedeuten; das ununterbrochene Anschlagen des Regens an die Fenster klang ebenfalls so verdächtig, daß der Bedrohte zu wiederholten Malen nach der Waffe griff, glaubte er doch, sich ihm nähernde, schleichende Fußtritte zu hören.

Es mußte um die zweite Stunde sein, als ein Ton an Sydneys Ohr drang, der seine Nerven zur höchsten Anspannung brachte; in diesem Moment wußte er, daß die ihm zu Theil gewordene Warnung nicht unbegründet gewesen war.

Sydney Gray hatte ganz deutlich vernommen, daß in einem der nicht nach dem Fabrikhof führenden Fenster eine Scheibe eingedrückt und es darauf geöffnet worden war. Nun hörte er, wie sich ihm schleichende Fußtritte näherten, wie diese nach einigen Secunden still hielten und sich wieder in Bewegung setzten.

Als sich die Nahenden schon fast an dem Verschlage befanden, vermochte er die Umrisse zweier Männer zu erkennen, die sich ihres Schuhzeuges entledigt hatten und sich katzenartig heranschlichen. Noch bevor der aus der Shipping Clerks-Office dringende schwache Lichtschein sie traf, machten sie wiederum Halt.

Die beiden Einbrecher waren Sydney jetzt so nahe, daß er sie mit seiner schweren eisernen Stange hätte berühren können; er vermochte bereits ihr gepreßtes Athmen deutlich zu vernehmen.

„Ist er drinnen?" fragte der Eine von den Beiden im Flüsterton.

„Es hat ganz den Anschein, als ob es der Fall wäre; man versicherte uns ja auch, daß er in der Shipping Clerks Office schlafen würde," lautete die Antwort. „Ich werde einmal nachsehen."

Diese Worte ließen Gray vor Schrecken fast erstarren; wie konnten diese Strolche es erfahren haben, daß er in dieser Nacht in jenem Raume zu übernachten beabsichtigt hatte? Es gab nur einen einzigen Menschen, dem er es verrathen hatte — dem Doctor Marabeau. War der vielbeschäftigte Arzt mit in dem Complott, ihm das Leben zu nehmen? Seine Sinne verwirrten sich für einen Moment, und er verlor fast das Bewußtsein dessen, was um ihn hervorging.

Doch schon in der nächsten Secunde hatte Gray wieder den vollen Ernst der Situation erkannt und verfolgte mit erneuter Aufmerksamkeit die Bewegungen der Beiden.

Der Eine von ihnen schlich in gebeugter Haltung auf den Zehenspitzen nach der Office und befand sich ein paar Secunden später in dem durch den Thürspalt herausdringenden schwachen Lichtschein.

Auf den ersten Blick erkannte jetzt Sydney, daß dies kein Anderer als Bill Adams war, und nun wußte er, was er zu thun habe, daß die Zeit zum Handeln gekommen war; er erfaßte die schwere eiserne Stange und wartete auf den geeigneten Moment, sich mit ihr zu vertheidigen. Er sah, daß Adams sich immer mehr der Thür näherte, während dessen Genosse in einer Entfernung von wenigen Fuß von ihm selbst stehen blieb.

In dem Moment, in welchem Bill Adams seinen Kopf vorsichtig durch den Thürspalt steckte, erhob sich Sydney rasch von seinem Sitz und ließ die Stange mit einem wuchtigen Hiebe auf den in seiner Nähe Stehenden niedersausen.

Ohne einen weiteren Laut als ein „Oh!" herausstoßen zu können, brach der am Kopf Getroffene zusammen und lag bewegungslos am Boden.

Gray ließ jetzt die Eisenstange fallen und griff nach dem Revolver. Unglücklicherweise aber hatte er ihn beim Aufspringen von seinem Sitze mitsammt der Wolldecke zur Erde geschleudert und jetzt keine Zeit mehr, ihn zu suchen; er sprang deshalb schnell hervor, um Adams womöglich von rückwärts anzugreifen. Doch ba, es schon zu spät.

Adams hatte seinem Gegner bereits das Gesicht zugekehrt und befand sich schon im nächsten Moment mit ihm in einem wüthenden Handgemenge.

Bill Adams war zwar nur von kleiner Figur, besaß aber eine sehr große Muskelkraft und, was noch mehr werth war, einen geschmeidigen Körper.

Sydney bemerkte, daß sein Gegner während des Ringens mit der einen Hand nach der Tasche zu langen suchte. Er vermuthete, dieser wolle eine dort verborgene Waffe hervorholen; er erfaßte daher den Arm und hielt ihn so fest, daß Bill nicht zum Ziele kam; mit der anderen Hand griff er seinem Gegner an die Kehle.

Adams beugte indessen seinen Kopf vorwärts und drängte seinen Körper dicht an Sydney, so daß dieser seinen Plan aufgeben mußte. Dabei suchte der Einbrecher seinen rechten Arm frei zu bekommen; dies erzielte er dadurch, daß er Sydney mit der linken Faust einen heftigen Schlag in's Gesicht versetzte, der ihn zurücktaumeln ließ. Blitzschnell hatte er nun die rechte Hand in der Tasche.

Dies aber sollte zu seinem Verderben gereichen. Noch bevor er die Hand wieder mit der Waffe herausziehen konnte, hatte sich sein Gegner auf ihn geworfen, mit beiden Händen seinen Hals umklammert und ihn wie in einem Schraubstock zusammengepreßt, so daß ihm die Augen aus den Höhlen quollen und seine Arme schlaff herabsanken.

Da Sydney den Clerden nicht zu tödten beabsichtigte, ließ er ihn wieder los, erfaßte ihn dafür mit beiden Armen um den Leib, hob ihn in die Höhe und warf ihn zu Boden; im nächsten Augenblick kniete er ihm auf der Brust.

Adams machte keinen Versuch zum Widerstande mehr; er lag mit schmerzenden Gliedern, hilflos, beinahe ohne Besinnung da.

Jetzt griff Gray in Adams' Tasche und zog aus ihr ein Messer mit breiter, langer Klinge; dann schleppte er den halb Bewußtlosen in die Office und drehte das Gas auf. Während der Unterlegene schwer athmend am Boden lag, erholte sich der Sieger etwas von der Anstrengung. Erst nach einer Weile rief er in befehlendem Ton: „Steh' auf Elender!" Und als Bill mit sichtlichen Schmerzen langsam der Weisung gefolgt war, fügte er, auf einen Stuhl weisend, hinzu: „Setz' Dich dort hin! Wenn Du Dich rührst, bevor ich es Dir erlaube, sollst Du Dein eigenes Messer im Körper fühlen!"

Ohne ein Wort der Widerrede that Adams, wie ihm befohlen worden war.

Eine tiefe Stille trat ein, und diese wurde erst durch ein Seufzen des draußen liegenden Mannes unterbrochen.

„Wer ist jener Mann?" fragte Gray.

„Jim Wernett," antwortete Adams.

„Kommen Sie mit! Wir wollen sehen, wie es ihm ergeht. Aber das Eine sage ich Ihnen, sobald Sie den geringsten Fluchtversuch unternehmen, stoße ich Ihnen das Messer zwischen die Rippen!"

Sie begaben sich hinaus und fanden den Mann, noch immer bewußtlos, auf derselben Stelle liegen, auf der er zusammengebrochen war. Bei näherer Untersuchung stellte sich heraus, daß die schwere eiserne Stange den Verwundeten auf der einen Seite des Kopfes getroffen, dort ein Stück von der Kopfhaut abgerissen und ihm dann, auf die Schulter fallend, das Schlüsselbein gebrochen hatte. Aus der Kopfwunde war bereits reichlich Blut geflossen.

Sydney durchsuchte auch die Taschen seines Feindes und nahm ihm einen geladenen Revolver ab. Er befahl nun Adams aus der Office Wasser zu bringen, um die Wunde auswaschen zu können.

Sobald das kalte Wasser auf die bloße Wunde gebracht wurde, begann der Daliegende aus seiner Bewußtlosigkeit zu erwachen; bald schlug er sogar die Augen auf, war aber nicht fähig, sich zu bewegen. Mit einiger Schwierigkeit trugen ihn die beiden Anderen in die Office und legten ihn auf die Matratze nieder.

Bevor Gray die beiden Verbrecher der Polizei zu übergeben Anstalten traf, wollte er ein kleines Verhör mit ihnen anstellen. „Aus welchem Grunde beabsichtigten Sie, mich zu tödten?" fragte er Adams.

„Ich Sie tödten?" rief Bill ganz entsetzt aus; „bei Gott, dies lag uns ganz fern; wir wollten Sie nur für eine kurze Zeit arbeitsunfähig machen!"

„So — nur das? — Sehr freundlich von Euch! Was wird aber die Jury davon denken, wenn ich ihr diese Gegenstände vorlege?" Er hielt das dem Einen abgenommene Messer und den dem Anderen aus der Tasche gezogenen Revolver empor.

Adams senkte den Kopf; er konnte die Schwere dieser Beweismittel nicht wegleugnen.

„Wer hat Euch mitgetheilt, wo ich heute Abend schlafen werde? Ich verlange eine sofortige Antwort, oder ich rufe die Wächter draußen herbei und lasse Euch zur Polizei spediren."

„Liefern Sie uns nicht der Polizei aus!" flehte Adams; „wir haben Weib und Kinder zu Hause, die dem Elend anheimfallen, wenn man uns auf viele Jahre einsperrt!"

„Sie hätten früher daran denken sollen, ehe Sie das Complott zu meiner Ermordung geschmiedet!" warf Sydney ein.

„Wir dachten nie daran, Sie zu ermorden — bei Gott, wir dachten nie daran!" versicherte Bill; „wir beabsichtigten nur, Sie für eine Weile brachzulegen, damit der Betrieb der Fabrik lahmgelegt werde. Lassen Sie uns laufen und ich gelobe Ihnen, den Streik innerhalb zwei Tagen zu beenden. Ich kann's Ihnen verrathen, die Leute sind des Streikes bereits müde; ich brauche ihnen nur zuzureden, und Alles geht wieder mit Freuden an die Arbeit."

Gray erwiderte hierauf gar nichts, sondern wiederholte die frühere Frage: „Wer hat es Euch verrathen, wo ich heute Nacht schlafen werde?"

Adams berichtete nun, wie er und Wernett in der Küche seiner Wohnung über den Streik berathen hätten; und wie Doctor Marabeau, der seiner kranken Frau einen Besuch gemacht, auf die Arbeitseinstellung der Weber und Spinner zu sprechen gekommen wäre. Schließlich hätte er erwähnt, wo Gray in dieser Nacht zu schlafen beabsichtige.

„Konnte Dr. Marabeau wissen, daß Sie sich im Nebenzimmer befanden und ihn hören mußten?"

„Die Verbindungsthür stand offen, und wir unterhielten uns, als er bei meiner Frau eintrat; er mußte unsere Stimmen hören, konnte also auch annehmen, daß dies umgekehrt der Fall sein würde."

Sydney Gray wußte nun, was er wissen wollte; er trat in den Sortir- und Packsaal hinaus, öffnete das nächste Fenster und ließ einen schrillen Pfiff ertönen.

Nach etwa zwei Minuten wurde dieser von der Weberei aus beantwortet, und dann fragte eine kräftige Stimme: „Sind Sie es, Mr. Gray? Was ist los?"

„Ja, Laycock, ich bin's! Gehen Sie zu dem Wächterhäuschen am Thor und sagen Sie Peters, er solle sofort zu mir kommen."

Peters war ein alter Angestellter der Fabrik und des vollsten Vertrauens würdig. In seiner Gegenwart mußte Bill Adams bekennen, daß er und Wernett in das Gebäude eingebrochen seien, um Sydney Gray an seinem Leibe zu schädigen, und daß ihnen der Letztere das dem Wächter vorgelegte Messer und den Revolver abgenommen habe.

„Peters," sagte darauf der junge Mann, „prägen Sie sich all' das, was Sie soeben vernommen, gut ein, sprechen Sie aber zu keiner Menschenseele über diesen Vorfall, bis ich Ihnen hierzu die Ermächtigung gebe! Nehmen Sie die Beiden mit sich und lassen Sie sie vorläufig laufen; ob ich einen Strafantrag gegen sie stelle, darüber behalte ich mir den Entschluß vor."

Sydney war nun allein; er wusch sich Gesicht und Hände und entfernte Alles, was auf den stattgefundenen Kampf hätte schließen lassen können. Erst dann gab er sich seinen Gedanken hin, die insbesondere darauf gerichtet waren, was den Doctor veranlassen konnte, ihm nach dem Leben zu trachten. Er grübelte und sann jedoch vergebens des Räthsels Lösung zu finden. Nur die eine Thatsache trat ihm immer schärfer in's Bewußtsein, der Doctor würde fortan nichts unversucht lassen, sich seiner auf die eine oder andere Weise zu entledigen.

„Nun gut," sprach er endlich vor sich hin; „wir werden mit einander kämpfen, und ich will meinen Mann stellen. Der Kampf wird allen Anzeichen nach erbittert werden — der Unterliegende aber wird von Seiten des Siegers auf keine Gnade rechnen dürfen."

Zum nicht geringen Erstaunen Vieler meldeten sich die Streiker der Wollwaarenfabrik wieder zur Arbeit; sie wurden, so weit es möglich war, angestellt, und es gab weder in der Spinnerei noch in der Weberei einen leeren Platz.

Um seinem Vorgesetzten diese freudige Nachricht zu bringen, begab sich Gray am zweiten Tage nach jener Nacht in die Bainbridge'sche Wohnung. In heiterer Stimmung betrat er die eleganten Räume und wurde sofort in das Krankenzimmer geführt, wo sich seiner sofort ein tiefer Ernst bemächtigte.

Mr. Bainbridge befand sich allein in dem großen, luftigen Raume, den er nicht mehr zu verlassen vermochte; die eigentlichen Schmerzen waren zwar beinahe verschwunden, doch hatte sich eine beängstigende Schwäche eingestellt, die von einer großen Mattigkeit des Geistes begleitet war. In dem bleichen, eingefallenen Antlitz schienen bereits die Anzeichen des nahen Todes zu liegen.

Sydney war seinem Vorgesetzten, der ihn stets mit Wohlwollen und Freundlichkeit behandelt hatte, aufrichtig zugethan; der sich ihm darbietende Anblick erschütterte ihn derart, daß er das Krankenzimmer mit schwerem Herzen verließ. Im Vorzimmer begegnete er dem Diener und fragte ihn nach Mrs. Bainbridge.

„Mrs. Bainbridge ist selbst nicht wohl und hat sich auf ihr Zimmer zurückgezogen," lautete die Antwort.

„Kann ich Miß Gava sprechen?" fragte Gray weiter.

„Das weiß ich nicht, werde mich aber erkundigen," erwiderte der Diener und entfernte sich. Schon nach wenigen Minuten kehrte er mit der Auskunft zurück, daß die junge Dame gegen Abend das Haus verlassen habe und noch nicht zurückgekehrt sei.

Sydney fühlte sich enttäuscht; er hatte sicher gehofft, mit dem geliebten Mädchen zusammenzutreffen, und nun sollte er das Haus verlassen, ohne sie auch nur gesehen zu haben. Eine Minute lang stand er unschlüssig da; dann schritt er nach dem rückwärts gelegenen Ausgang des Corridors und ließ sich auf der vollständig dunkel daliegenden Veranda auf einem der dort stehenden Stühle nieder.

Es war Neumond, der Himmel etwas bewölkt und die Luft so still, daß der ruhig Wartende die Glocke auf der Maschine des am anderen Ende des Städtchens vorbeifahrenden Zuges hören konnte. Etwa eine Viertelstunde mochte er fast bewegungslos da gesessen haben, als nicht weit von ihm zwei Personen auf einem der Gartenwege auftauchten. Es waren Louise Gava und der Doctor. Die Beiden waren offenbar in ein ernstes Gespräch vertieft.

„Ihre soeben vor mir entwickelten Ideen geben Zeugniß von der Unschuld Ihres Herzens, Miß Gava," sagte Marabeau; „aber der Lauf der Welt widerspricht ihnen und Ihre eigenen Erfahrungen müßten Sie von der Richtigkeit meiner Worte überzeugen. Die Menschen handeln heutzutage nicht mehr nach Geboten der Moral und Nächstenliebe, wenn sie der Oeffentlichkeit gegenüber auch für sie einzutreten scheinen; Selbstverleugnung und selbstlose Hingabe an die leidende Menschheit existiren nur noch auf den Lippen von Heuchlern und in Büchern."

„Doctor, das kann nicht wahr sein!" warf Louise ein.

„Warum denn nicht? Haben Sie etwas Anderes jemals in Ihren eigenen Angelegenheiten erfahren? Können Sie mir einen einzigen Fall nennen, wo Jemand Ihnen zu Liebe sich selbstlos aufzuopfern gewillt war? Die Opfer, welche Eltern ihren Kindern, der Mann seiner Frau oder einem geliebten Mädchen gegenüber bringen, zählen nicht, denn in keinem dieser Fälle fehlt das eigene Interesse — mit einem Worte, sie sind nicht selbstlos; man macht sich eben selbst Freude, geliebten Personen Behagen und ein glückliches Gefühl zu bereiten. Aber lassen Sie einen Fremden, ja, sogar einen entfernteren Verwandten an einen dieser Menschen mit der Bitte herantreten, für sie ein Opfer zu bringen; es wird ihm nichts Anderes zu Theil werden, als im besten Falle eine kühle Zurückweisung. Ich habe während der vielen Jahre meines Lebens vergeblich nach einer wirklich selbstlosen That der Selbstaufopferung ausgeschaut; ich beobachtete die Leute, welche stets schöne Redensarten von brüderlicher Liebe, Opferwilligkeit im Munde führten — aber einen opferwilligen Menschen habe ich nicht gefunden!"

Das junge Mädchen war ganz Ohr; sie schwieg jedoch. Die Worte des Doctors berührten sie, ohne daß sie es sich gestehen wollte, sympathisch. Ihr Leben war bisher ein stetes Sorgen um den Unterhalt gewesen; durch eine Zwangslage hatte sie zu einer ihr widerwärtigen Beschäftigung greifen müssen. Alles dies war nicht dazu geeignet, die in ihrer Seele schlummernden Keime zum Schönen und Edlen zur Entwickelung zu bringen.

Marabeau wußte sich das Schweigen seiner Zuhörerin richtig zu deuten. Mit seinem scharfen Verstande hatte er erkannt, daß dieses Mädchen bei geschickter Leitung wie weiches Wachs zu formen wäre und nach und nach ein williges Werkzeug seiner Pläne werden könnte. Ernster und mit noch eindringlicherer Wärme fuhr er fort: „Für einen Mann in meinem Alter, Miß Gava, kann es nicht unziemlich erscheinen, mit Ihnen, in väterlicher Weise Ihre Zukunft zu besprechen. Sie haben mir vertrauensvoll Ihre Lebensschicksale erzählt und mein regstes Interesse erweckt; ich habe erkannt, daß die körperlichen und geistigen Vorzüge, mit denen Sie die Natur beschenkt hat, Sie zu einer anderen Lebensstellung berechtigen, als die, welche Sie gegenwärtig einnehmen, Empfinden Sie es nicht selbst, daß Sie nicht für die aufreibende Thätigkeit einer Musiklehrerin geschaffen sind?"

„Gewiß, stets hatte ich dieses Gefühl!" rief Louise erregt.

„Wie aber glauben Sie eine Aenderung Ihres bisherigen Lebens herbeiführen zu können?" fuhr der Doctor in seiner Weise fort. „Selbstverständlich denken Sie, wie alle jungen Mädchen, an eine Heirath und womöglich mit einem reichen Manne! Sie haben sich unfehlbar bereits die Annehmlichkeiten einer solchen Ehe auf's Rosigste ausgemalt. Was tauscht aber hierbei ein Mädchen mit tiefem Empfinden gegen die aufgegebene Freiheit ein?"

(Fortsetzung folg